

Brief eines ausgewanderten Künstlers

Der Stuttgarter Maler Fritz Faiss ist vor einigen Jahren nach Übersee ausgewandert. Er hat an einen seiner Freunde einen interessanten Reisebericht geschickt, der für die „Schwäbische Heimat“ zur Verfügung gestellt wurde und von dem wir annehmen möchten, daß er auch für Fernerstehende Interesse hat.

Die Überfahrt war lang, über einen Monat, aber gut. Ohne nennenswerte Unpäßlichkeiten haben wir die lange Seereise wirklich genießen können. Es war eine kleine Sensation, als wir uns den ersten Inseln näherten: es waren zwei Inseln die zur Azorengruppe gehörten und das erste Land nach einer langen Fahrt. Es sind rein vulkanische Bildungen, mit hohen, schroffen Bergen die fast immer von Wolken umrandet sind. Sie sind beide sehr schwer zugänglich, das Leben für die wenigen Menschen äußerst karg und beschwerlich. Je mehr wir uns dem Panamakanal näherten, der noch einige wenige Grade vom Äquator entfernt ist, wuchs die Hitze ins unerträgliche. Der Kanal ist ein großartiges technisches Werk. In vier Stufen wird das Schiff gehoben, jede Stufe ist etwas über 70 feet hoch. Dann fährt das Schiff in den sogenannten Gatun-See ein. Dieser ist überflutetes Land und hat eine Ausdehnung von etwa 164 Seemeilen im Quadrat. Überall schauen die Baumwipfel des ehemaligen Urwaldes über die Wasseroberfläche und stellen eine große Gefahr für die Schiffahrt dar. Dann wird der Kanal enger, schließlich ist es nur mehr eine schmale Rinne die in reinen Fels gehauen ist und Berg um Berg durchschneidet. Es können eben noch zwei kleinere Schiffe in entgegengesetzter Richtung passieren; man sagt sich über Bord guten Tag, schüttelt sich die Hand und gleitet in mäßiger Fahrt und nur einen Katzensprung vom Land entfernt weiter. Das Signalsystem ist natürlich raffiniert, ohne Lotse wäre eine Durchfahrt jedoch unmöglich. Große Ungeheuer von Kranen und Hebeschiffen liegen hier und dort bereit um gesunkene Schiffe sofort heben zu können. Havarien sind jedoch selten, trotz der riesigen Zahl von Schiffen, die den Kanal dauernd passieren. Die Durchfahrt dauert etwa 12 Stunden. Die Senkung des Schiffes auf den Spiegel des Stillen Ozeans ist noch weit interessanter, es sind mehr Stufen voneinander. Vom Bord des Schiffes schaut man in den wirklich undurchdringlichen Urwald hinein. Die Schreie der Vögel, das Schimpfen der Affen, die vielfältigen Laute der unbekannten Tiere klingt für unser Ohr sehr merkwürdig. In veränderter Tonart geht das Konzert weiter nach dem plötzlichen Einbruch der Nacht. Wir fuhren von einem tropischen Gewitter ins andere hinein. Es gießt wie aus Kübeln gegossen, aber der Regen bringt nicht die geringste Abkühlung. Die Gerüche des Urwaldes sind sehr eigenartig: modrig, faulig, dann widerlich süßlich nach faulem Fleisch, dann seltsame Gerüche nach Blumen und Gewächsen, deren Namen man nicht kennt. Die Luft ist übersättigt mit Wasser.

Alles riecht und stinkt modrig: die Betten, die Kleider, Bücher zerteilen sich in einzelne Teile, alle metallischen Gegenstände setzen Grünspan an oder sie rosten. Das Klima ist entsetzlich müdemachend; die Hauptarbeit auf dem Schiff wird im Kanal von Schwarzen getan, die speziell angeheuert werden, am Eingangshafen, in Christobal. Diese kommen mit Regenschirmen bewaffnet an, aber der Schirm dient als Sonnenschutz. Als Speise bringen sie ganze Garben von Bananen mit, die sie mit affenartiger Eile schälen und verspeisen. Als Nachspeise gewissermaßen lausen sie sich gegenseitig. Mit engen Kämmen fahren sie durch die Wollhaare und essen die Läuse auf.

Die Eingeborenen selbst sind von einer sehr dunklen Hautfarbe. Sie queren hier und da die Schiffsroute mit ihren Einbäumen, kaum daß sie ihren Kopf heben während des Ruderns. Im Hafen von Christobal sah ich einige Auslegerkanus. Es waren Eingeborene die mittels Angeln fischten oder mit kleinen Netzen. Ein winziges Segel war hier und dort auch zu sehen. Der Typus der Menschen ist rein asiatisch.

Man kommt in den Stillen Ozean und alles ist verändert. Die Farbe des Wassers wechselt vom wunderbaren satten Blau ins Schwarzblaue oder in grünliche Töne. Die Luft wird merklich kühler nach einigen Tagen und man kann im Swimming Pool nicht mehr baden, es ist zu kühl. Das Wasser entbehrt des warmen Golfstromes und je mehr man nach Norden fährt, wird die Luft und das Wasser kühler.

Auch die fliegenden Fische werden seltener, die wirklich wunderbaren Delphine begleiten das Schiff nicht mehr und treiben ihr Spiel; die Bottlenosefishes fehlen auch; aber es zeigen sich neue, andere Arten von Fischen und Vögeln. Nahe bei Los Angeles haben wir in der beginnenden Abenddämmerung eine riesige Herde von Walfischen gesehen. – Die Einfahrt in den Hafen von Los Angeles ist in der Dämmerung sehr schön. Die unzählbaren Öltürme nahe am Meer oder im seichten Strand von den Wellen umspült, sehen geisterhaft aus. Sie reichen bis weit in die Stadt hinein und man darf nicht erstaunt sein, wenn etwa inmitten eines Schulplatzes, eines Kindervergnügungsparkes, in einem Privatgarten ein solcher Ölturm steht. Die Hafeneinfahrt ist rechts und links flankiert von weitausholenden Molen. Bevor man ins Hafenzentrum kommt, säumen viele Öltanks das Ufer. Spezialschiffe holen das raffinierte Öl. Wir durften nicht von Bord des Schiffes und so sahen wir wie die riesige Stadt allmählich in einem wahren Lichtermeer erstrahlte.

Heute zählen zum Stadtgebiet von Los Angeles viele Städte die vordem für sich zählten. Man kann mit einer Bewohnerzahl von ungefähr 4,5 Millionen rechnen. Die Ausdehnung der Stadt ist nach unsren Begriffen riesig. Ein Geviert von München bis Ulm etwa dürfte das genaue Maß sein. Die Entfernung sind enorm, ohne

Auto ist man sozusagen ein Krüppel. Der Verkehr ist von einer solchen Dichte, daß man immer wieder erstaunt ist, wie reibungslos und weich sich alles abspielt. Der Fußgänger gilt hier sehr viel. Man muß nicht um sein Leben rennen wie in Deutschland, wenn man eine Straße überquert.

Über viele Hügel und Berge hinweg ist die Stadt breit-hingelagert. Sie steigt am Massiv des Mount Wilson hinauf, der sich rund zweitausend Meter hoch erhebt. Auf seinem Gipfel ist ein Observatorium, das man wie fast alle Institutionen in Amerika frei besuchen kann. Das Gebirge hat einen unheimlichen Charakter. Es ist wild zerklüftet, wenig Bäume, und außerhalb der wenigen Pfade kaum begehbar. Es ist fast wasserlos im Sommer, so daß die geschützten Tiere weit in die Stadt herunter kommen. Hier, in einiger Nähe des Berges, spazieren abends die Stinktiere herum. Aber es ist weit-aus besser sie von der Ferne anzusehen, als sich hinzuwagen. Wenn sie einen Tropfen ihres stinkenden Saftes auf den Anzug spritzen, kann man ihn ruhig ausziehen und verbrennen und nackt nach Hause gehen. Auch Hirsche und Rehe kommen herunter. Die große Dürre momentan treibt auch die Klapperschlangen weg. Sie sind recht gefährlich und machen ein Piknik im Freien zu einer gewissen Gefahr. Hier kommt auch die sehr giftige Schwarze Witwe vor, eine Spinne, deren Gift tödlich wirkt.

Im Garten tummeln sich eben Kolibris. Sie fliegen sehr schnell, vor und auch zurück, schweben über den Blüten und sie senken ihren langen gebogenen Schnabel in die Nektarbehälter hinein. Sie sind sehr neugierig und durchaus zutraulich. Dann hört man den ganzen Tag und fast die ganze Nacht hindurch die Spottdrossel. Sie macht alles nach: die Katze, den Hund, alle Vogelrufe, selbst unsren Kakadu mit seinem Geschimpfe. Sehr schön ist der Bluebird, sein Gesang ist recht angenehm.

Wir haben schon eine Menge von Fahrten gemacht in die Umgebung der Stadt. Es sind natürlich nach unsren Begriffen große Fahrten gewesen. Fahrten mit einigen hundert Meilen, nach der Wüste und in die Berge. Man sieht Gebirgszüge ohne einen Grashalm, nur Sand und Steinblöcke. Es ist wirklich eine Urlandschaft, oder wie ein Stück Landschaft die vom Mond heruntergefallen ist. Kommt aber ein wenig Wasser auf die Erde, dann wird sie unwahrscheinlich fruchtbar. In der Wüste sieht man die groteskesten Kakteen und Succulenten. Die Landschaft besitzt eine hohe Würde und strenge Schönheit. Hier sieht man sehr selten hohe Häuser, oder gar Wolkenkratzer. Man baut ebenerdig und breithingelagert. Es gibt ja so viel Platz. Gartenzäune sind äußerst selten, ein Garten reiht sich an den andern. Man lebt sehr gerne im Patio, einem abgesonderten Gartenteil direkt am Haus anschließend oder aber in der überdachten Veranda nach der Vorderseite zu. Zumeist ist dieser Sitzplatz mit feinen Schutzgittern gegen Fliegen und Moskitos gesichert. Es ist für den Neuling eine große Überraschung, daß hier die moderne Bauweise und der

moderne Baustil in einer wirklich kultivierten Weise ange-wandt werden. Aber man baut nicht nur modern für die oberen Zehntausend, sondern baut im selben Sinne auch Arbeiterhäuser. Was am Weißenhof Experiment und Vorahnung war, das sieht man hier ausgereift und wirk-lich gut vollendet. Die Ideen des Bauhauses scheinen sich in Amerika zu einer letzten Vollendung hinzuentwickeln. Dies gilt auch für die Malerei. Es ist sehr leicht möglich, nach meinen ersten Eindrücken, daß hier die Abstraktion die letzte Reife erhalten wird. Das Interesse für die ab-strakte Malerei ist auf alle Fälle erstaunlich.

Die Museen und die Sammlungen zeigen einen für uns unbegreiflich hohen Besucherstand. In vielen Sammlun-gen muß man sich aus diesem Grunde telefonisch anmelden. Im Huntington Park sieht man die schönsten eng-lischen Meisterbilder von Turner, Constable u. a. In der Bibliothek wunderbare Frühdrucke der Gutenbergzeit und seltene Manuskripte. Der Park selbst ist von einer solchen Gepflegtheit und Reichhaltigkeit, daß es schwer zu schildern ist. Man sieht echte chinesische Tempel, Brücken, Opfersäulen, Buddhafiguren, offene Sitzpavil-lions aus Japan, wunderbar angelegte japanische Gärten, dann einen Teil mit allen denkbaren Kakteen und Wü-stenpflanzen. Der Reichtum an seltenen Pflanzen und Gewächsen ist groß.

Sehr interessant ist der starke Einfluß der deutschen Malerei auf die lebenden amerikanischen Maler. So sieht man Schulen, die sich an die Intentionen der „Brücke“, oder an Beckmann, oder Nolde anlehnen. Ich habe Val-entiner besucht, der zur Zeit die Direktion des County-Museums hat. Dann sitzt hier der frühere Direktor der Kölner Werkschulen Witt und der aus Stuttgart stam-mende Witte, Maler, und nun Professor an einer hiesigen Kunstschule. So sieht und spricht man immer wieder Deutsche, die sich aber alle nicht recht wohl fühlen. Die Mentalität der Amerikaner ist bei Gott eine andere als unsre. Dr. Heil ist in San Franzisko Direktor am De Young Mem. Museum. Wahrscheinlich werde ich ihn besuchen. Gestern erschien der erste ausführliche Artikel in der „Los Angeles Times“ über mich und meine Arbeit. Näch-sten Sonntag folgt der zweite, in einer andern Zeitung. Sie waren erpicht darauf ein oder zwei Holzschnitte mit-zubringen. Tatsächlich kommen sie sehr gut heraus im Zeitungsdruk. Die Berichte sind alle sehr positiv ge-halten, so daß man ein wenig Hoffnung haben kann für die Zukunft. Aber ich bin sehr skeptisch geworden und so sehe ich mich eines Tages als Tellerwäscher oder sonst was arbeiten.

Wenn ich zurückdenke an Deutschland, erscheint mir die Tatsache, daß ich noch in Stuttgart eine Lehrstelle ange-boten erhalten habe, als grotesk, oder, daß ich einmal Hoffnung haben konnte an der Akademie anzukommen; oder, daß ich Hoffnung haben konnte nach Karlsruhe geholt zu werden, oder, daß ich wieder in Frankfurt an-fangen könnte nachdem dies als sicher ausgemacht war. Auch Berlin war einmal ein Hoffnungsfunk. –